

Pfarreiblatt

OBWALDEN



(Bild: df)

Seelsorgeraum Sarnen

Sarnen, Kägiswil, Schwendi Seite 7–10

Alpnach Seite 11–13

Sachseln • Flüeli Seite 14–16

Melchtal Seite 17

Kerns • St. Niklausen Seite 18/19

Giswil Seite 20/21

Lungern • Bürglen Seite 22/23

S esch Määs z Lozärn

Dass Marktstände, Schiessbuden, Riesenrad und Lebkuchenherzen mit einem kirchlichen Fest in Beziehung stehen, ist auf den ersten Blick nicht ersichtlich. Viele Pfarreien feiern im Oktober ihren Kirchweihtag (Kilbi oder Chilwi). Daraus sind die bei Jung und Alt beliebten Herbstmessen entstanden. Am Anfang der Tradition stand aber immer die Freude an der Kirche.

Im Auftrag des Kirchgemeindeverbands

Seelsorge im Bundesasylzentrum Glaubenberg

Nicola Neider ist in einem 20-Prozent-Pensum als Seelsorgerin auf dem Glaubenberg tätig. Bei ihrer Arbeit muss sie sich jedes Mal neu auf Menschen einlassen, die Schwere erlebt haben. Kein Tag ist wie der andere. Nicola Neider gibt Einblick in einen «normalen» Arbeitstag.

Mein Tag im Bundesasylzentrum beginnt mit einer kurzen Lagebesprechung, an der verschiedene Organisationen durch Mitarbeitende vertreten sind. Es wird über besondere Situationen berichtet. Ich erfahre, wie viele Menschen aktuell in der Unterkunft untergebracht sind und ob es Personen gibt, die ein Seelsorgegespräch wünschen. Es herrscht ein kollegialer Umgang. Alle haben ihre Funktionen, und als Seelsorgerin bin ich in dieser Runde gleichberechtigt. Allerdings spüre ich deutlich mein Privileg gegenüber den anderen Mitarbeitenden: Es besteht darin, dass ich den Menschen zuhören darf. Sie können mir ihre Sorgen, ihre Ängste, ihre Sehnsüchte, ihre schlechten Träume und vieles mehr anvertrauen. Bei mir geht es nicht um Formulare, um Vorschriften, um Medikamente und um Regeln. In der Seelsorge dürfen sie einfach *sein*.

Auf der Liste im Hauptbüro des Zentrums können alle Mitarbeitenden die Namen derjenigen aufschreiben, die ein Seelsorgegespräch wünschen. Heute sind es drei Leute. Hinzu kommen zwei Menschen, auf die ich bei der Besprechung aufmerksam werde. Beim Überqueren des Hofes begegne ich einer Mitarbeiterin. «Nicola, gut dass ich dich sehe, ich habe es zwar

nicht aufgeschrieben. Heute wurde mir zugetragen, dass Marisa* sehr traurig ist. Sie hat erfahren, dass ihre Schwester in der Heimat verstorben ist. Kannst du einmal bei ihr vorbeigehen?»

Zuhören als Privileg

So mache ich mich auf zum Haus 6, wo alle Frauen und Familien untergebracht sind. In ihrem Zimmer ist Marisa nicht. Sie beaufsichtigt heute die Kinder im Spielzimmer. Dort toben die Kleinsten munter herum und spielen. Darunter sind drei Kinder der trauernden Frau. Ich spreche sie auf Englisch an und biete ihr an, sie könne nach der Beschäftigung zu mir kommen, wenn sie über ihre aktuelle Situation sprechen möchte. Wir vereinbaren einen Termin nach dem Nachtessen. Dann ist es ruhiger im Zentrum.

Anschliessend suche ich die nächste Person auf, die auf der Liste steht: Beteal*, 20 Jahre alt aus Eritrea, wirke hilflos und traurig. Sie könne sich kaum verständigen, da sie ausser Tigrinya keine andere Sprache spricht. Im Zimmer finde ich die junge Frau und biete ihr mithilfe der App-Übersetzung ein Gespräch an. Ich sage ihr auch, dass ich eine telefonische Übersetzung organisieren könne, wenn sie zu mir zum Gespräch kommen möchte. Sie willigt sofort ein und wir gehen gemeinsam in den Container zu meinem Arbeitsplatz. Ich biete Kaffee und Guetzli an und beginne mit einem Anruf an eine eritreische Kollegin aus Luzern, die Gespräche freiwillig übersetzt. Beteal erzählt, warum es ihr nicht gut geht. Sie kam

vor einigen Wochen in die Schweiz und reichte ein Asylgesuch ein. Da die junge Frau über Griechenland eingereist war, wurde das Gesuch abgelehnt. Sie müsse zurück nach Griechenland. Dort hat sie sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Die Behörden erlaubten ihr zwar, in Griechenland zu bleiben. Aber sie musste das Flüchtlingscamp verlassen und erhielt keinerlei Unterstützung. Sie lebte auf der Strasse, war gewaltsamen Übergriffen durch Männer ausgesetzt. Sie hatte kein Dach über dem Kopf oder Geld, um sich etwas zu essen zu kaufen. Für einen Monat erhielt sie einen Job in einem Hotel, wo sie Zimmer putzte. Aber am Ende des Monats erhielt sie keinen Lohn und wurde vom Chef herausgeworfen. Eine offensichtlich mittlerweile gängige Praxis. So entschied sie sich, Griechenland zu verlassen und hoffte, dass es in der Schweiz besser sein würde. Sie erzählte mir, dass sie vieles nicht verstehe, weil sie weder Englisch noch Deutsch könne und zurzeit auch kein Mitarbeiter im Zentrum Tigrinya spreche. Meine eritreische Telefonübersetzerin versteht sie zum Glück sehr gut und kann mir alles detailliert schildern. Wie oft bin ich im ersten Moment erschüttert und sprachlos angesichts eines solchen Schicksals. Ich frage mich dann: «Was kann ich da eigentlich tun? Die Gesetze kann ich nicht ändern, die strikte Haltung der Schweiz auch nicht.» Wer eine Aufenthaltsbewilligung in Griechenland erhalten hat, muss dorthin zurück, egal welche Erfahrungen gemacht wurden. Besonders die jungen Frauen erhalten in Griechenland keinen Schutz vor Ausbeutung, Hunger

und Gewalt. Es gibt nur Camps für Geflüchtete, die noch keine Bewilligung haben. Alle anderen stehen auf der Strasse.

Entsetzen in den Augen

In den Augen der Frauen lese ich das Entsetzen und die Angst, die sie vor einer Rückkehr in diese Situation haben. Zunächst höre ich Beteal nur zu und lasse sie erzählen, frage zwischendurch nach, ob ich alles richtig verstanden habe. Ich drücke ihr mein Mitgefühl aus und lasse sie spüren, dass mich ihre Erfahrungen erschüttern. Ich wünsche ihr, dass sie bald ein Leben in Würde und Freiheit führen kann, frage sie nach ihren Wünschen, nach ihrem Hintergrund aus Eritrea, ob sie dort zur Schule gegangen ist oder einen Beruf erlernt hat. In den Seelsorgegesprächen ist mein grosses Anliegen, auf die Ressourcen der Menschen einzugehen: Was macht ihnen Freude, was können sie gut, wo liegen die Quellen ihrer eigenen Kraft? Ohne Ressourcen und Kräfte wären sie ja gar nicht da. Ein zentrales Problem in diesem Fall ist das Nichtverstehen, wie es um ihre Situation steht. Hier kann ich ansetzen und ihr zusichern, dass ihr die Rechtsvertretung nochmals alles in Ruhe erklären wird und dass ich sie dabei unterstütze, das aufzulösen. Nach 45 Minuten Gespräch verabschieden wir uns. Sie bedankt sich sehr, auch bei der Telefondolmetscherin, und wir verabreden uns für nächste Woche wieder. Daraufhin gehe ich zu den Kolleginnen der Caritas-Rechtsberatung. Diese versprechen ihr für morgen einen Termin mit Übersetzung, um ihr die Rechtslage zu erklären.

Wo liegen die Quellen der eigenen Kraft?

Inzwischen ist es später geworden. Ich treffe Reza*, einen jungen Mann aus Afghanistan. Er ist bereits seit einigen Monaten im BAZ. Sein grösster Wunsch ist ein Besuch bei seinem

älteren Bruder, der schon eine Aufnahmebewilligung hat und in Luzern lebt und arbeitet. Er kann ihn am Wochenende besuchen. Aber während der Woche ist er – eben erst 18 Jahre alt geworden – im Camp auf sich alleine gestellt. Sein Hauptanliegen ist der Transfer zu seinem Bruder nach Luzern. Nach dem Gespräch schreibe ich ein Mail an die zuständigen Personen und erkundige mich, was möglich ist. Ich erwähne auch, dass der junge Mann aus meiner Sicht als Seelsorgerin möglichst bald seinen Bruder besuchen können sollte.

Mittlerweile hat das Abendessen für die Frauen und Kinder begonnen. Ich nutze die Zeit und tausche mich mit meinem Kollegen, einem muslimischen Seelsorger, telefonisch aus. Er arbeitet seit Anfang Mai zweimal pro Woche im BAZ Glaubenberg.

Um 18.30 Uhr komme ich endlich zum Gespräch mit Marisa aus Kamerun. Ihre Kinder sind bereits im Bett. Sie weiss sie durch Zimmernachbarninnen gut betreut und sitzt mir gegenüber. Zum Glück spricht sie sehr gut Englisch, sodass wir uns mühelos verständigen können. Gestern erfuhr sie, dass ihre Schwester, die sie seit sieben Jahren nicht mehr gesehen hat, überraschend gestorben ist. Zwar wusste sie von ihrer Krankheit. Einige Tage zuvor hatten sie noch telefoniert in der Hoffnung, dass alles besser wird. Marisa weint viel im Gespräch, sie trauert, wie wohl jeder Mensch um einen nahen Angehörigen trauert. Aber sie trauert vor allem darum, dass sie ihre Schwester nie wieder sehen wird. Marisa war seit ihrer Flucht vor sieben Jahren in verschiedenen europäischen Ländern. Jetzt ist sie mit drei kleinen Kindern in der Schweiz. Das Jüngste ist erst 13 Monate alt. Sie fragt sich, ob es richtig war zu flüchten. Ob sie bei ihrer Familie hätte bleiben müssen. Aber dort hatte sie grosse Angst vor einer Verhaftung. Alle hät-



Nicola Neider im Gespräch mit einem Gesuchsteller aus Afghanistan.

ten ihr geraten, das Land zu verlassen. In all den Jahren wäre sie nirgendwo angekommen. Sie habe so viel Gewalt erlebt und nun erfahren, dass die Schwester gestorben ist. Sie würde beim Begräbnis nicht dabei sein können. Marisa tut es gut, einfach alles abzuladen. Auch hier frage ich mich: «Was kann ich ihr zum Trost sagen?» Es ist zunächst die Hoffnung, dass die Schwester im Herzen von ihr weiterlebe und ihr nahe bleibt, wenn sie selber dies zulassen kann. Dass es im Moment wichtig sei, viel Zeit für sich selbst zu nehmen, zwischendurch alleine hinauszugehen, wenn sie die Kinder gut betreut weiss und dass sie die Trauer zulassen solle. Wir vereinbaren ein Treffen in der kommenden Woche und ich verabschiede mich.

Auf dem Nachhauseweg durch die Dunkelheit gehen mir die Gespräche durch den Kopf. Ich fühle mich einmal mehr sehr privilegiert und frage mich, ob wir es gemeinsam schaffen, unsere Privilegien mit Menschen wie Reza, Marisa und Beteal zu teilen.

Nicola Neider Ammann

**Namen geändert*